

2 Geschlecht und Beruf

„Wenn wir von Arbeit sprechen, wenn wir von Armut sprechen, wenn wir von Film oder Gesundheit sprechen, können wir nie vom Geschlecht schweigen. Alles hat eine geschlechtliche Dimension.“
Paula-Irene Villa⁵

2.1 Einführung

Die erste Frage nach der Geburt eines Kindes (oder aktueller: bereits in der Schwangerschaft) an die Eltern lautet: „Mädchen oder Junge?“. Die Zugehörigkeit zu einem Geschlecht ist tief verwurzelt mit unserer Identität. Auch in der Wahrnehmung anderer Individuen kann diese Frage (bis auf wenige Ausnahmen) üblicherweise sofort beantwortet werden. Es ist die erste Kategorie, die wir einem Menschen zuweisen. Deutlich wird dieser schon fast unbewusst ablaufende Prozess, wenn wir Menschen begegnen, die wir nicht sofort einem der beiden Geschlechter zuordnen können: In diesem Fall sind wir zunächst irritiert. Das Geschlecht ist eine der wichtigsten Kategorien, in die wir Menschen einordnen.⁶

Dabei umfassen diese Kategorien im sozialen Kontext mehr als die Zugehörigkeit zu einer chromosomenabhängigen Ausprägung. In sozialen Gefügen werden Frauen und Männern spezifische Erwartungen und Vorstellungen entgegengebracht. Wie diese Erwartungen entstehen, und wie Menschen im Lauf des Lebens lernen, mit diesen umzugehen, wird mit dem Begriff Geschlechtsrollensozialisation umschrieben. Schließlich führen diese erlernten Muster wieder zu Erwartungen anderen Menschen gegenüber, und so reproduzieren sie sich in gesellschaftlichen Kontexten.

Im Berufsleben spielen diese Rollenerwartungen ebenso eine Rolle wie im Privatleben: So prägen Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit auch unsere Einordnung von beruflichen Rollen – und wie im Kapitel 3 gezeigt werden wird, können ganzen Berufen oder Berufs-feldern eine geschlechtliche Identität zugeschrieben werden. Auch die individuelle berufliche Laufbahn von der Berufswahl bis hin zur beruflichen Motivation wird von den weiblichen und männlichen Prägungen unserer Geschlechtsrollenidentität beeinflusst.

⁵ Paula-Irene Villa im Interview mit dem Tagesspiegel, 26.2.2010 (vgl. Roedig 2010)

⁶ Interessant ist hier die aktuelle Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts, nach der seit dem 1. November 2013 das Geschlecht eines Kindes in der Geburtsurkunde nicht mehr angegeben werden muss, wenn eine medizinisch festgestellte Intersexualität vorliegt (§22 PStG). Man möchte diesen Kindern die Möglichkeit geben, sich erst beim Heranwachsen für ein Geschlecht zu entscheiden.

Diese Zusammenhänge aufzuzeigen ist das Ziel dieses Kapitels, das wie folgt aufgebaut ist: Die Entstehung und Bedeutung von Geschlechtsrollen sowie Instrumentalität und Expressivität werden im ersten Abschnitt des Kapitels erläutert. Im zweiten Abschnitt (2.3) wird der berufliche Aspekt der Geschlechtsrollenforschung vorgestellt. Erkenntnisse zu Geschlecht und Berufserfolg beleuchtet schließlich Abschnitt 2.4 des Kapitels. Ein Fazit führt die Erkenntnisse des Kapitels zusammen.

2.2 Geschlecht, Sozialisation und Selbstkonzept

Sozialisation findet in verschiedenen Lebensabschnitten und Gruppen der Gesellschaft statt. Hierbei werden dem Individuum über Rollenvorstellungen Normen und Wertvorstellungen der Gesellschaft vermittelt. Die Sozialisation ist ein Prozess, in dem aus einem Neugeborenen ein in seiner Gesellschaft handlungsfähiges Subjekt wird. Sie findet statt, „indem das sich bildende Individuum zunehmend aktiv teilhat an den sozialen Praktiken, in denen Gesellschaft sich selbst produziert und verändert“ (Bilden 2002: 279; vgl. dazu auch Geulen/Hurrelmann 1991: 51; Schorb 1991: 494).

Sozialisation wird als lebenslanger Prozess verstanden (vgl. Hipfl 1988: 48f.). Dabei verändern sich über die Lebensphasen hinweg die Bedeutung verschiedener Sozialisatoren (Vermittler der Rollenbilder): Bis zur Adoleszenz sind Elternhaus und Bildungseinrichtungen die wichtigsten „Instanzen“, in der Pubertät gewinnen die Peers (Gleichaltrigengruppen) und auch die Medien an Bedeutung (vgl. Bilden 2002: 287ff.). Die gesellschaftliche Handlungsfähigkeit des Individuums, die das Ergebnis der Sozialisation ist, wird verschiedenen Lebensphasen (Kindheit, Jugend, Alter usw.) (vgl. Tillmann 2007: 21; vgl. auch Niederbacher/Zimmermann 2011: 15) und Rollenanforderungen (Familie, Beruf usw.) angepasst und so ständig weiterentwickelt. Das Individuum lernt also im Laufe seines Lebens, verschiedene Rollen zeitweise zu übernehmen und innerhalb dieser Rollen angemessen zu handeln. Dabei spielt sich die Übernahme dieser verschiedenen Rollenbilder auf mehreren Ebenen ab (vgl. Abbildung 2-1), in denen unterschiedliche Sozialisatoren (Vermittler der Rollenbilder) aktiv werden:

Abbildung 2-1: Ebenen der Sozialisationsbedingungen

Ebene	Komponenten (beispielhaft)
(4) Gesamtgesellschaft	ökonomische, soziale, politische, kulturelle Strukturen
(3) Institutionen	Betriebe, Massenmedien, Schulen, Universitäten, Militär, Kirchen
(2) Interaktionen und Tätigkeiten	Eltern - Kind - Beziehungen; schulischer Unterricht; Kommunikation zwischen Gleichaltrigen, Freunden, Verwandten
(1) Subjekt	Erfahrungsmuster, Einstellungen, Wissen, emotionale Strukturen, kognitive Fähigkeiten

Quelle: Eigene Darstellung nach Tillmann 1996: 18

2.2.1 Geschlechtsrollensozialisation

Zu den rollenspezifischen Verhaltensweisen gehören auch die geschlechtsspezifischen: Das Individuum lernt, sich einem Geschlecht zuzuordnen und übernimmt dessen geschlechtstypische Verhaltensweisen. „Die Selbst-Konstruktion des Kindes als Mädchen oder Junge und die Geschlechtsunterscheidung mit zugehörigen Symbolen ermöglichen seine Einordnung in die soziale Welt“ (Bilden 2002: 282). So erfüllen Kinder die vermeintlich an sie gerichteten Erwartungen, indem sie geschlechtskongruentes Rollenverhalten zunächst imitieren, dann mehr und mehr übernehmen (vgl. ebd.).

Verschiedene theoretische Ansätze vermitteln eine Vorstellung davon, wie diese Zuordnung zum Geschlecht im Einzelnen vor sich geht und wie geschlechtstypische Verhaltensweisen gelernt werden (vgl. dazu ausführlich Ryle 2015: 118ff.; Bilden 2002; Tillmann 1989; Aufenanger 1995: 71ff.; Ulich 1991). Dabei werden solche Verhaltensweisen als geschlechtstypische bezeichnet, bei denen sich die Geschlechter untereinander in Häufigkeit und Intensität des gezeigten Verhaltens stärker unterscheiden als dies innerhalb eines Geschlechts der Fall ist (vgl. Hagemann-White 1984: 12). Inwiefern sich Menschen während dieser Sozialisation in Bezug auf die Geschlechtsrolle⁷ geschlechtstypische Eigenschaften des eigenen Geschlechts (oder eben des anderen Geschlechts) aneignen und wie ausgeprägt diese dann sind, steht im Zentrum des Selbstkonzepts (siehe Abschnitt 2.2.2).

Geschlechtsrollen werden als „normative Erwartungen über die Macht- und Arbeitsverteilung und die soziale Interaktion zwischen den Geschlechtern in einem bestimmten kulturhistorischen Kontext“ (Sieverding/Alfermann, 1992: 6)

⁷ Die Begriffe Geschlechtsrolle und Geschlechterrolle werden in dieser Arbeit synonym verwendet.

verstanden. Es handelt sich in diesem Verständnis also nicht um genetische Veranlagungen⁸, sondern um soziale und gesellschaftliche Erwartungen. Über die Sozialisatoren (siehe Abbildung 2-1) werden diese Erwartungen an den Menschen herangetragen. Männlichkeits-/Weiblichkeitsvorstellungen gehen in direkte und indirekte Prozesse emotionaler Sozialisation ein (vgl. Bilden 2002: 285).

Der Geschlechtsrolle kommt unter den verschiedenen sozialen Rollen, die wir lernen, eine ganz besondere Bedeutung zu: Sie steht mit dem Individuum durch die biologische Zuordnung zum männlichen oder weiblichen Geschlecht in engem Zusammenhang und dominiert vor allen anderen soziale Zuordnungen das Selbstbild (vgl. Bilden 2002: 281). Sie kann üblicherweise nicht, wie ähnliche soziale Kategorien (z.B. Nationalität, Berufsgruppe), im Laufe des Lebens geändert werden (vgl. Tillmann 1989: 41). Das Wechselspiel der Sozialisation zwischen Individuum und Gesellschaft findet auch hier statt: „Geschlechterrollen gehören zum Kern jeder individuellen Identität wie zum Fundament jeder Gesellschaftsstruktur“ (Neverla 1994: 258).

Die Geschlechtsrolle äußert sich sowohl in konkreten Verhaltensweisen als auch in geschlechtsspezifischen Eigenschaften oder Persönlichkeitsmerkmalen. Geschlechtsspezifische Verhaltensweisen spiegeln sich beispielsweise in der ‘traditionellen’ Aufgabenverteilung in der Familie wider:

„Die Arbeitsteilung sieht für Männer außerhäusliche Erwerbstätigkeit vor und schreibt ihnen politische Tätigkeit zu. Von Hausarbeit und Kindererziehung als ‘privater Alltagsarbeit’ [...] sind sie befreit. Frauen sind dafür zuständig; erwerbstätig können sie nur sein, soweit es mit der ‘primären’ Frauenarbeit für die Familie vereinbar ist.“ (Bilden 1991: 291f).

Mit dieser traditionellen Sichtweise ist den Männern der öffentliche Bereich und so die ‘Macht’ vorbehalten: Männer verfügen „über den Löwenanteil der Definitionsmacht und Entscheidungsgewalt in wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Belangen“ (Neverla 1994: 259). Der Platz der Frau an ‘Heim und Herd’⁹ und die dazugehörigen Aufgaben leiten sich aus der Reproduktionsfunktion der Frau ab: Nur sie kann Kinder gebären und so den Fortbestand der Gesellschaft sichern (vgl. Tillmann 1989: 47). Dieses Beispiel soll zeigen, wie aus den biologischen

⁸ Zu neurowissenschaftlichen Erkenntnissen über männliches und weibliches Gehirn siehe ausführlich Jordan 2010.

⁹ Zum ‘Hausfrauenstereotyp’ und der Übertragung auf das Stereotyp ‘typisch Frau’ sowie auch zum Stereotyp ‘Karrierefrau’ vgl. Weinbach 2004: 90ff.; Eckes 1997.

Voraussetzungen der Reproduktion die Geschlechterrolle durch tradierte Vorstellungen an Männer und Frauen sozial konstruiert und gefestigt wurde.¹⁰

Diese geschlechtstypischen Rollenvorstellungen stammen wie oben dargestellt originär aus der familiären Arbeitsteilung. Das zeigt auch ein Blick auf die Entstehung der Diskussion über Geschlechtsrollenunterschiede. Diese geht auf die psychologische Literatur aus den 60er Jahren zurück. Parsons und Bales (1955) hatten die Rollen innerhalb der Familie in expressive und instrumentelle Rollen unterschieden. Danach sollten Männer

„[...] in höherem Maße zielorientierte und selbstbestimmte Qualitäten wie Unabhängigkeit, Selbstsicherheit, logisches Denken, Abenteuergeist und Entscheidungsfreude besitzen. Frauen sollen über mehr personenorientierte, gefühlsbetonte Qualitäten verfügen wie Freundlichkeit, Einfühlsamkeit, Besorgtheit um andere und das Bedürfnis nach Geselligkeit“ (Sieverding 1990: 54).

Ashmore/Del Boca verstehen Geschlechterstereotype als „the structured sets of beliefs about the personal attributes of women and of men“ (Ashmore/Del Boca 1979: 222). Über die Zuordnung von typischen Charakteristika zum jeweiligen Geschlecht besteht überwiegend Konsens (vgl. ebd.: 225), und die geschlechtsspezifischen Zuordnungen werden in der Folge auch auf Handlungen, Verhaltensweisen etc. übertragen (vgl. ebd.: 238). Stereotype entstehen erst dadurch, dass die Geschlechtszugehörigkeit immer wieder als kategoriale Zuweisung verwendet wird. Die wiederholte Einordnung zum Geschlecht innerhalb sozialer Interaktionen begünstigt die Entwicklung von Stereotypen:

„Denn die Geschlechterkategorisierung kann ihre interaktive Funktion erst dann wirklich erfüllen, wenn sie mit Vorstellungen darüber verknüpft ist, wie sich Personen, die als Männer bzw. als Frauen eingeordnet wurden, im Normalfall verhalten. Solche kulturellen Vorstellungen und Verhaltenserwartungen nennt man Geschlechterstereotypen“ (Ridgeway 2001: 254).

Diese Interaktionen finden im täglichen Leben statt – und werden selbstverständlich auch im beruflichen Kontext, also in der Arbeitswelt, ausgetragen. Dabei unterliegen die Geschlechtsrollen dem Wandel im kulturhistorischen Kontext. Ge-

¹⁰ Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang auch der kulturhistorische Kontext, in dem diese geschlechtstypischen Erwartungsmuster entstehen und weiterentwickelt werden. Der ständige Blick zu unseren skandinavischen Nachbarländern, was Gleichstellung und Rollenmuster (auch innerhalb der Familie) angeht, zeigt das Interesse einer globalisierten Gesellschaft, diesen kulturhistorischen Zusammenhang zu vergleichen und von anderen sozialen Gesellschaften zu lernen (zu aktuellen Entwicklungen in Deutschland vgl. bspw. Etzemüller 2009: 63f.)

schlechterstereotype hingegen sind zu verstehen als kognitive Strukturen, die sozial geteiltes Wissen über die charakteristischen Merkmale von Frauen bzw. Männern enthalten (vgl. Eckes 2003: 56). Sie sind dabei normative Zuschreibungen, über die in bestimmten Gruppen Übereinstimmung herrscht (vgl. Ebert/Piwinger 2007: 705). Eckes (2003) beschreibt den Zusammenhang zwischen Geschlechterrolle und Geschlechterstereotyp folgendermaßen:

„Geschlechterrollen lassen sich als die präskriptive Komponente von Geschlechterstereotypen bestimmen. Sie bilden Systeme kulturell geteilter Erwartungen bezüglich des Verhaltens von Frauen bzw. Männern. Hier geht es um das Muster von Verhaltensweisen, die innerhalb einer Kultur für Männer bzw. Frauen als angemessen oder als unangemessen betrachtet werden. Anders ausgedrückt, Geschlechterrollen sind Muster von geschlechtsbezogenen Verhaltensvorschriften“ (Eckes 2003: 57).

Die Geschlechtsrolle wird als Bündel der Erwartungen zu Eigenschaften und Verhaltensweisen für einen Mann oder eine Frau, also geschlechtstypisch, als angemessen und sozial erwünscht verstanden (vgl. Bierhoff-Alfermann 1989; vgl. auch Pross 1978). Einige Kritiker sehen die Festschreibung bestimmter Verhaltensweisen auf ein Geschlecht als nicht mehr zeitgemäß an. So könnten Geschlechtsrollen

„nicht mehr als ein geschlechtstypisches Verhaltensrepertoire verstanden werden, das aus einem geschlechtsspezifischen Rollenbündel resultiert“ (Weinbach 2004: 174). Obwohl der Kern der Geschlechterbeziehung weiterhin die geschlechtliche Arbeitsteilung sei, ließe sich eine tendenzielle Aufweichung der Rollenmuster beobachten (vgl. ebd.).

Geschlecht soll im Folgenden angelehnt an Bilden „im Sinne von gender als eine Kategorie sozialer Struktur bzw. als ein duales System von Symbolisierungen“ verstanden werden (Bilden 2002: 280, Herv.i.O.; vgl. dazu auch Jordan 2010: 95; Maihofer 2004: 34; Gildemeister o.J.: 2).

„Der Vorteil der Kategorie gender gegenüber dem Begriff ‚Geschlecht‘ liegt auf der Hand. Durch die Differenzierung zwischen sex und gender kann eine Unterscheidung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht getroffen werden, die im deutschen Sprachgebrauch in dieser Weise nicht möglich ist“ (von Braun/Stephan 2006: 3f.).

2.2.2 Das Selbstkonzept: Expressivität und Instrumentalität

Die Ausführungen im vorherigen Kapitel zeigen, dass die Geschlechtsrollensozialisation zunächst als bipolares Modell verstanden wurde: „Männliches“ stand „Weiblichem“ quasi als entgegengesetztes Konstrukt gegenüber. Diese Sichtweise

wurde in den 1970er Jahren einer eingehenden Prüfung und massiven Kritik unterzogen: Maskulinität und Femininität werden nun nicht mehr als Endpunkte einer einzigen Skala, sondern als zwei voneinander unabhängige Dimensionen betrachtet. Erst dieser Paradigmenwechsel ermöglicht die Vorstellung davon, dass Menschen feminine und maskuline Persönlichkeitsfaktoren – unabhängig vom biologischen Geschlecht – in sich vereinen könnten.

Anfang der 70er Jahre wurde diese Vorstellung in Frage gestellt und mit dem Konzept der Androgynie beantwortet. Längst war die traditionelle Arbeitsteilung im Umbruch, Frauen waren immer selbstverständlicher berufstätig (auch in vormals frauenuntypischen Berufen bzw. hochqualifizierten Positionen), und die Frauenbewegung mit ihren Forderungen stellte die durch die Arbeitsteilung entstandene Machtverteilung in Frage. Es setzte sich die Annahme durch, dass jeder Mensch unabhängig von seinem biologischen Geschlecht ein soziales Geschlecht habe. Dies würde durch die Kombination verschiedener femininer und maskuliner Eigenschaften bestimmt. Löst man sich von der Vorstellung, Maskulinität und Femininität würden sich gegenseitig ausschließen, so führt dies dazu, dass man (mindestens) zwei voneinander unabhängige Eigenschaftsbereiche erhält. In diesem zweidimensionalen System kann jedes Individuum sowohl maskuline als auch feminine Eigenschaften erwerben (vgl. Bierhoff-Alfermann 1989: 19). Das Verhältnis der beiden Eigenschaftsbereiche zueinander bestimmt dann die Geschlechtsrollenorientierung des Individuums. In der Folgerung sind (statt bisher zwei) vier Geschlechtsrollentypen möglich:

„Rein deskriptiv sind dabei die Maskulinen und die Femininen diejenigen Personen, die nur auf jeweils einer Dimension hohe Werte aufweisen, die Undifferenzierten diejenigen, die auf keiner der beiden Dimensionen eine höhere Ausprägung aufweisen, und die Androgynen diejenigen, die sowohl Maskulinität wie Femininität in sich vereinen, also auf beiden Dimensionen überdurchschnittlich hohe Werte erreichen.“
(Bierhoff-Alfermann 1989: 19)

Es gibt folglich nicht nur zwei Ausprägungen des sozialen Geschlechts, sondern die Ausprägungen maskuliner und femininer Eigenschaften können im Verhältnis zueinander beobachtet werden (vgl. Alfermann 1993: 149). Das Androgyniekonzept von Bierhoff-Alfermann (1989) basiert auf der Annahme, dass Maskulinität und Femininität nicht als Endpunkte einer einzigen Skala, sondern als voneinander unabhängige Konstrukte betrachtet werden müssen. Als Ziel der Geschlechtsrollensozialisation wird in diesem Konzept angenommen, dass jedes Individuum möglichst viele der seinem Geschlecht entsprechenden Eigenschaften erwerben sollte (vgl. Bierhoff-Alfermann 1989: 17). Bestimmte Eigenschaften schließen sich also nicht aus, sondern Personen können maskuline und feminine Eigenschaf-

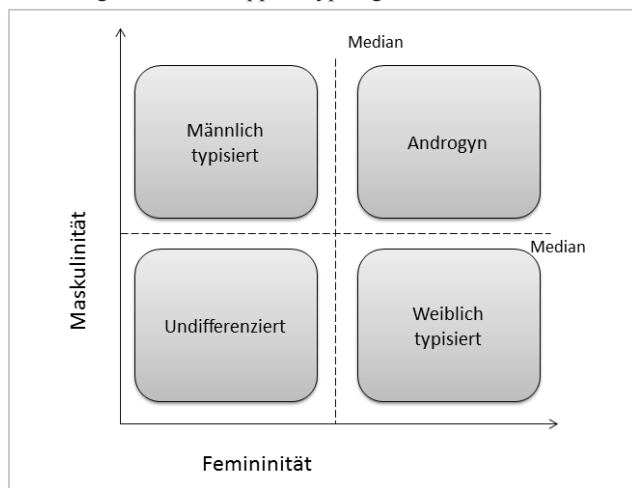
ten in sich vereinen (vgl. Alfermann 1993: 148). Das Konzept basiert auf der Vorstellung, „dass Maskulinität und Femininität zwei Pole eines Kontinuums darstellen“ (Bierhoff-Alfermann 1989: 17). Es geht davon aus, dass das Selbstwertgefühl eines Individuums umso besser sei, je konsistenter mit dem biologischen Geschlecht sich die Geschlechtsrollenidentität ausbilde: „wenn schon männlich, dann mit allem, was dazugehört“ (ebd.: 18).

Demnach gibt es feminine (expressive) und maskuline (instrumentelle) Eigenschaften und Charakteristika (vgl. Sieverding/Alfermann 1992: 7). Sandra Bem (1975) zeigt in einem Versuch einen wesentlichen Zusammenhang zwischen dem Selbstkonzept und dem geäußerten Rollenverhalten: Androgyne Personen können flexibler auf verschiedene Situationen reagieren und der Situation entsprechend entweder maskuline oder feminine Handlungsweisen zeigen (vgl. Bem 1975: 641f). Diese Möglichkeit des flexiblen, situationsorientierten Handelns interpretiert Bem dahingehend, dass Androgynie positiv für die psychische Gesundheit sei (vgl. Bem 1974: 161f.). Diese Interpretation ist eine Weiterentwicklung zum oben beschriebenen traditionell angenommenen Ziel der Geschlechtsrollenentwicklung, nämlich der Annahme möglichst vieler geschlechtstypischer Eigenschaften des entsprechenden biologischen Geschlechts. Wer feminine und maskuline Eigenschaften in seiner Persönlichkeit hoch entwickelt, hat auf der Interaktionsebene mehr Möglichkeiten, situationsbedingt zu handeln und ein breiteres Handlungsspektrum zu nutzen (vgl. Alfermann 1993: 153). Die präskriptive Komponente des Androgyniekonzepts bedeutet, dass man glaubt, bestimmte Einstellungen oder Verhaltensweisen bei androgyn sozialisierten Menschen vorhersagen zu können. Die Erkenntnisse über die positiven Aspekte androgyner Geschlechtsrollenidentität (psychische Gesundheit, höheres Selbstwertgefühl, flexiblere Handlungsweisen) „deuten darauf hin, dass Androgynie nicht nur deskriptiv als eine Möglichkeit der Geschlechtsrollendefinition verstanden zu werden braucht, sondern auch als erstrebenswertes Ziel“ (Bierhoff-Alfermann 1989: 12f.).

Für die empirische Erhebung von Femininität und Maskulinität wurden zwei wichtige Erhebungsinstrumente entwickelt, die im Abschnitt 5.3.1 dieser Arbeit ausführlicher vorgestellt werden. Zu den Begrifflichkeiten sei an dieser Stelle eine Erläuterung eingefügt: Die Begriffe ‚Femininität‘ und ‚Expressivität‘ werden in der Literatur synonym verwendet, ebenso ‚Maskulinität‘ und ‚Instrumentalität‘. Gemeint ist immer die Ausprägung von weiblichen oder männlichen Eigenschaftszuschreibungen im Sinne des Selbstkonzepts auf Basis der im Folgenden vorgestellten Messinstrumente. Die Begriffe Femininität und Maskulinität unterstützen nach Meinung der Verfasserin dieser Arbeit stereotype Zuschreibungen sprachlich und helfen dabei, Geschlechtsrollenstereotype weiter zu stützen. Deshalb werden in dieser Arbeit im eigenen Text ausschließlich die Begriffe Expressivität und Instrumentalität verwendet.

Wichtig ist an dieser Stelle zu wissen, dass diese Instrumente auf Itemskalen die Ausprägung von Expressivität (Femininität) und Instrumentalität (Maskulinität) über eine Selbsteinschätzung der Probanden messen. Dabei sind den üblicherweise verwendeten Skalen Items zugeordnet, die entweder für Frauen oder Männer als sozial erwünscht erhoben wurden. Feminine Items werden mit 'weichen' Begriffen wie sanft, einfühlsam, beziehungsorientiert, nachgiebig, ausgleichend beschrieben, maskuline Items fokussieren eher auf Eigenschaften wie bestimmend, entscheidungsfreudig oder durchsetzungsfähig (vgl. Abele 2005: 178). „Individual attributes or personal characteristics may also be gendered, for example caring, communicative, negotiative traits may be seen as more female while aggression and entrepreneurial capacity may be seen as traditionally associated with men“ (L'Etang 2007: 184). Bei Betrachtung der Femininität und Maskulinität im Androgyniekonzept werden die Skalen im Verhältnis zueinander ausgewertet und vier Gruppen von Geschlechtsrollentypen gebildet (siehe Abbildung 2-2):

Abbildung 2-2: Vier-Gruppen-Typologie der Geschlechtsrollen



Quelle: Eigene Darstellung in Anlehnung an Abele 1994: 31

Abbildung 2-2 zeigt die Einteilung der Gruppen nach der individuellen Auswertung des Verhältnisses der Werte für Femininität und Maskulinität. Es ergeben sich durch Mediandichotomisierung dabei vier Gruppen, die als geschlechtstypisiert feminin, maskulin, androgyn oder undifferenziert bezeichnet werden. Alfermann argumentiert, dass diese Typeneinteilung besonders deshalb vorteilhaft sei,

weil „sich die Ergebnisse auch für psychologische Laien verständlich darstellen lassen“ (vgl. Alfermann 1993: 157).

Gegen diese Einordnung sprechen aus Sicht der Verfasserin dieser Arbeit zwei Dinge: Einmal ist der Begriff ‚androgyn‘ für psychologische Laien schwer fassbar. Umgangssprachlich wird der Begriff eher mit einer *nicht-Definition oder Abwesenheit geschlechtstypischer Merkmale* (sekundäre Geschlechtsmerkmale) als mit der hier gemeinten *Anwesenheit* von weiblichen *und* männlichen Merkmalen verbunden. Der Androgyniebegriff ist also erklärungsbedürftig bzw. irreführend. Außerdem ergibt sich für quantitative Erhebungen ein auswertungstechnisches Problem der Daten, wie die Verfasserin in ihrer Magisterarbeit erläutert (vgl. nachfolgend Hassenstein 1989: 83). Die an den Medianen geteilten Femininitäts- und Maskulinitäts-Skalen führen u.U. zu nicht trennscharfen Gruppeneinteilungen. Betrachtet man die Streudiagramme der Verteilung von Femininität und Maskulinität, so zeigt sich eine ausgeglichene Streuung, die sich um den durch die Mediane markierten Mittelpunkt ballt. Dies führt dazu, dass ein einfacher Vergleich der Geschlechtstypen in der Realität nicht zu eindeutigen Gruppenbildungen führt und diese Gruppen nicht klar trennbar sind.¹¹ Ein weiteres Problem besteht in der Zuordnung der Gruppen: Als androgyn wird bezeichnet, wer hohe Werte auf beiden Skalen (Femininität und Maskulinität) erzielt. Es wäre aber auch interpretierbar, dass androgyn ist, wer *gleich hohe* Werte auf den Skalen hat: Damit wäre das Verhältnis von femininen Werten und maskulinen Werten gleich. Die Gruppe der Undifferenzierten ist der Gruppe der Androgynen nach einer solchen Überlegung eventuell ebenfalls zuzuordnen: Auch diese Personen haben ausgewogene Werte auf der Femininitäts- und Maskulinitätsskala.

Vielleicht auch aus diesen methodischen Gründen werden die Skalen in neueren Arbeiten seit den 2000er Jahren an sich metrisch interpretiert und fließen als voneinander unabhängige Variable in methodische Klärungen von Fragestellungen derart ein, dass der Einfluss von Maskulinität und Femininität für sich genommen untersucht wird (vgl. Abele 2005; Abele/Stief 2004; Dette 2005). Dabei können durch die Anwendungen multivariater Verfahren hier nicht nur deskriptive Unterschiede und bivariate Zusammenhänge, sondern in multivariaten Verfahren auch der Erklärungsbeitrag bzw. die Einflussgröße genauer berechnet und interpretiert werden. Der ursprünglichen und hier dargestellten Unabhängigkeit der Skalenkonstrukte voneinander wird mit dieser Auswertungsmethode nach Meinung der Verfasserin dieser Arbeit auch inhaltlich stärker Rechnung getragen.

¹¹ In ihrer Magisterarbeit arbeitete die Verfasserin dieser Arbeit deshalb mit einem Neun-Felder-Modell, das sich aus der Teilung der Skalen an den Terzilen ergab. Mit den so berechneten trennscharf und klar typisierten Geschlechtsgruppen konnten Extremgruppenvergleiche getätigt werden. Jedoch ist auch dieses Verfahren als nicht optimal zu bewerten, weil durch diese Art der Gruppenbildung ein Teil der Stichprobe für die Datenauswertung verloren geht (vgl. Hassenstein 1989:116f.).

Berufserfolg in der PR-Branche

Expressivität, Instrumentalität, Motivation

Hassenstein, K.

2016, X, 215 S. 33 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-11652-1